

SCHIFFE

Düsenjäger der Meere

Die deutsche Marine mustert ihre Zerstörer aus. Die dampfgetriebenen Oldtimer werden durch neue Fregatten ersetzt. Sind große Kriegsschiffe bald Dinosaurier der Wehrtechnik?

Zu einem düsteren Ölporträt erstarrt, blickt Admiral Günther Lütjens in die Offiziersmesse des gleichnamigen Schiffes. Aus unsichtbaren Augen, beschattet vom Schirm der Dienstmütze, hat er alle Ecken des Speiseraums im Blick.

Das Abzeichen auf der Kopfbedeckung des Offiziers tarnte der Maler vorsichtshalber mit verschwommenem Pinselstrich

Als plausibler Einsatzzweck blieb lediglich die Sicherung der Nachschubwege auf dem Atlantischen Ozean. Auf den Weltmeeren konnte ein Zerstörer in früheren Seekriegsszenarien seinen strategischen Vorteil voll ausspielen: „Im Gefecht ist Geschwindigkeit alles“, sagt Korvettenkapitän Jan Kaack, Erster Offizier der „Mölders“.

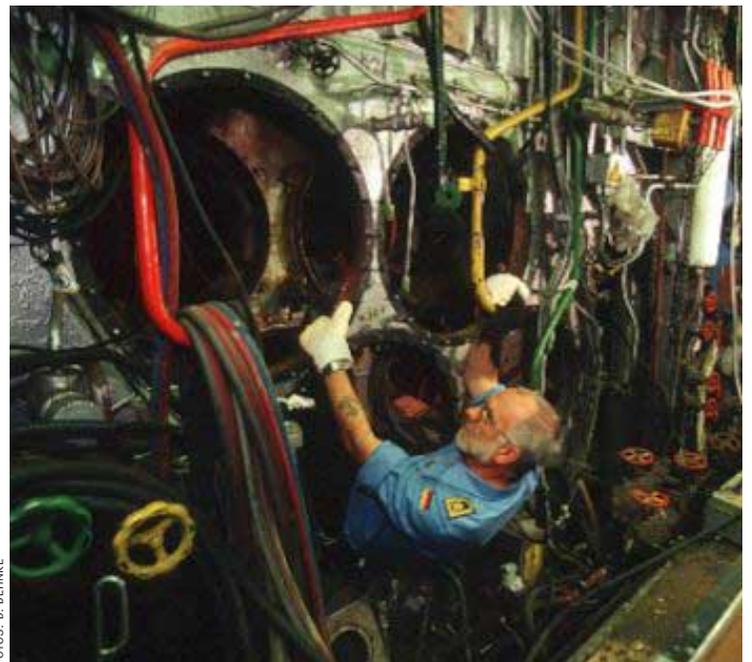
Die Antriebsleistung von 70 000 PS macht die Zerstörer der Lütjens-Klasse zu

antreiben. Die Temperaturen im Kesselraum erinnern noch an die barbarischen Arbeitsbedingungen der Heizer in den Zeiten der Kohlefeuerung: Im Hochsommer steigen sie zuweilen auf mehr als 60 Grad.

„Schiere Leistung“, sagt Kapitänleutnant Ralf Dallmeier, Schiffstechnikoffizier der „Lütjens“, war der zentrale Vorteil des Dampftriebs. In den sechziger Jahren, als die Lütjens-Klasse gebaut wurde, waren die Kesselanlagen gleich schweren Dieselmotoren weit überlegen. Inzwischen haben die Kolbenmotoren aufgeholt – bei erheblich geringerem Personaleinsatz.

„Lütjens“ und „Mölders“ fahren mit je 334 Mann Besatzung, über 100 sind für Antrieb und sonstige Schiffstechnik zuständig. An Bord moderner Fregatten dienen nur etwa 200 Soldaten.

Entsprechend eng ist der Wohnraum auf den alten Zerstörern. Bis zu 80 Mann schlafen in dreistöckigen Betten auf einem



Zerstörer „Lütjens“, Turbinenmeister Loock im Kesselraum der „Mölders“: „Im Prinzip wie eine Kaffeemaschine“

– das Hakenkreuz ist nicht erwünscht auf Nato-Schiffen.

Als Schiffsname bleibt der einstige Befehlshaber von Hitlers Kriegsflotte der Bundeswehr noch vier Jahre erhalten. Im Dezember 2003 werden „Lütjens“ und „Mölders“, die letzten beiden Zerstörer der deutschen Marine, abgewrackt. Der dritte, „Rommel“, wurde vor einem Jahr stillgelegt und dient nur noch als Ersatzteillager.

Drei Jahrzehnte lang waren die in Kiel stationierten Zerstörer ebenso Furcht einflößende wie umstrittene Prestigeobjekte der Bundeswehr. Für Teile ihrer Aufgaben, etwa den Schutz der deutschen Ostseeküste, waren sie ohnehin kaum geeignet: Im Falle eines Angriffs der Sowjetunion auf Westeuropa wäre die Ostsee rasch in einen dichten Minentepich verwandelt worden.

Düsenjägern der Meere. Bei voller Kraft voraus erreichen sie etwa 35 Knoten (65 Stundenkilometer) und zählen mithin zu den schnellsten Schiffen ihrer Art.

Der enorme Vortrieb entstammt einer archaischen Kraftquelle: „Lütjens“ und „Mölders“ sind die letzten Dampfschiffe der deutschen Marine. Sie verfügen über je vier dieselbefeuerte Kesselanlagen, die im Schiffsrumpf zwei Stockwerke einnehmen.

Ein Geflecht aus über tausend Rohrleitungen zieht sich wie ein Bündel Riesenspaghetti vom aus Schamottsteinen gemauerten Feuerraum hinauf zur Kesseltrommel, „im Prinzip wie bei der Kaffeemaschine“, erklärt Hauptbootsmann Johann Loock, Turbinenmeister der „Mölders“. Mit 500 Grad Celsius und einem Druck von 88 bar erreicht der Dampf zwei Turbinen, die die beiden Schiffsschrauben

Deck. Lediglich der Kommandant und der Erste Offizier genießen das Privileg von Einzelkabinen.

Auch der Wartungsaufwand schlägt sämtliche Rekorde. Alle acht bis zwölf Jahre müssen die Kesselrohre erneuert werden, ein Eingriff, der das Schiff für mehrere Monate an die Werft fesselt.

Die bärenstarke Dampftechnik stellt inzwischen kaum noch einen Trumpf dar. Bis zum Zweiten Weltkrieg jedoch liefen Seeschlachten nach einem ebenso einfachen wie brachialen Muster ab: Die Schiffe deckten einander unermüdlich mit Artilleriesalven ein. Schnelligkeit, und sei es nur, um im Zweifelsfall fliehen zu können, war ein enormer Vorteil.

„Das Schlachtschiff“, schreiben die Militärwissenschaftler George und Meredith Friedman, „wirkte tödlich auf alles, was in



INTERFOTO

Seegefecht im Juli 1942: Ebenso einfache wie brachiale Kampftechnik

seine Reichweite kam, nur die Reichweite war sehr begrenzt.“ Schwimmende Festungen mit über 2000 Mann Besatzung büßten schon im Zweiten Weltkrieg an Bedeutung ein. Zu den letzten zählte das deutsche Schlachtschiff „Bismarck“, das am 24. Mai 1941 vor Island das englische Flaggschiff „Hood“ mit einem Volltreffer versenkte. Von 1419 Mann Besatzung überlebten 3.

Britische Geschwader setzten der auf den offenen Atlantik fliehenden „Bismarck“ nach, zerschossen ihr zwei Tage später die Ruderanlage und nahmen sie ins Dauerfeuer. Der an Bord befindliche Flottenbefehlshaber Lütjens funkte dem Marinekommando: „Schiff manövrierunfähig. Wir kämpfen bis zur letzten Granate. Es lebe der Führer.“

Am Morgen des 27. Mai sank das schwer gepanzerte Schiff nach Selbstsprengung. 2130 Mann, unter ihnen Lütjens, ertranken.

Die Ära solcher Gemetzel ging damals bereits ihrem Ende entgegen. Die moderne Seeschlacht, sagt Fregattenkapitän Günther Fritz, Kommandant der „Lütjens“, sähe „von außen betrachtet ziemlich langweilig“ aus: ein einzelnes Schiff auf dem Wasser, Kampfhandlung unsichtbar.

In der Bord-Operationszentrale (OPZ), unmittelbar hinter der Brücke, herrschte derweil höchste Anspannung. Mit Radar- und Sonargeräten werden dort feindliche Angreifer, Flugzeuge, Schiffe oder Lenkwaffen in bis zu 200 Kilometer Entfernung geortet und bekämpft.

Wie eine für den Krieg der Sterne hochgerüstete

Arche Noah erscheint der Zerstörer-Oldtimer auf dem OPZ-Deck. Im Arsenal dominieren zunehmend moderne Lenkwaffen an Stelle der klassischen Artilleriekanonnen. Die zwei 127-Millimeter-Geschütze auf Vorder- und Achterdeck gelten bereits als Anachronismen der Wehrtechnik. Auf den Nachfolgeschiffen, Fregatten der 124er Klasse mit kombiniertem Diesel- und Gasturbinenantrieb, werden sie entfallen.

Stattdessen kommen nur noch eine 76-Millimeter-Minikanone und zwei 20-Millimeter-Geschütze zum Einsatz. Sie beugen einem möglichen Terrorszenario vor: Einzelkämpfer auf Schnellbooten könnten sonst ungehindert mit Maschinengewehren die Bordwände durchlöchern. Artillerie und Lenkwaffen wären bei einer solchen Konfrontation unwirksam.

Die vorrangige Aufgabe heutiger Kriegsschiffe ist der Schutz von Flugzeugträgern, den maritimen Schwerfiguren bei Kriseneinsätzen. Die schwimmenden Flughäfen müssen von bis zu 40 Schiffen umschwärmt werden, denn für moderne

Lenkwaffen sind sie allein wegen ihrer Größe leicht zu treffende Ziele.

Beim Bekämpfen eines solchen Verbandes geht es oft gar nicht mehr darum, den Gegner zu versenken (Fachbegriff: „Unit Kill“). Stattdessen strebt der Angreifer einen „Mission Kill“ an. Er versucht, die feindlichen Schiffe gefechtsunfähig zu schießen, indem er ihnen zum Beispiel alle Radar-Antennen abräumt.

Die beiden Kriegsexperten George und Meredith Friedman urteilen, auch die Spezies der Flugzeugträger steuere wegen ihrer wachsenden Verwundbarkeit „auf das Greisenalter zu“. Denn die Kolosse verbrauchen fast alle ihre Ressourcen allein zur Selbstverteidigung. Enorme Investitionen fließen in den Neubau ihrer Beschützer. Die Nachfolger der drei deutschen Zerstörer – der erste, die Fregatte „Sachsen“, wurde am letzten Mittwoch in Hamburg getauft – werden zusammen weit über vier Milliarden Mark kosten.

„Hightech ist schön und gut“, sagt „Lütjens“-Kommandant Fritz, „aber man wird

dadurch immer empfindlicher.“ Gleichwohl hatte die einzige schwere Bedrohung, die einem der drei Oldtimer während seiner jahrzehntelangen Laufbahn widerfuhr, eine sehr simple Ursache.

Im Dezember 1987 ereignete sich an Bord der „Mölders“ ein Großbrand. Das Feuer verwüstete mehrere Decks und hielt die Löschmannschaften stundenlang in Atem.

Die Brandursache wurde in der Kombüse geortet und sogleich auf allen drei deutschen Zerstörern beseitigt. Sie fahren seitdem ohne Fritteusen.



B. BEHNE

Kommandant Fritz (r.): „Hightech macht empfindlich“

CHRISTIAN WÜST

* In der Operationszentrale der „Lütjens“ bei einer Gefechtsübung mit feuerfesten Handschuhen.